

Oma im Fernsehen!

Schon seit Wochen war mir der Besuch einer Gruppe von Fernsehleuten vom "rbb" angekündigt worden. Man wollte mich in der Sendung "Brisant" als "Oma im Netz" vorstellen. Ich hoffte und bangte gleichzeitig in Erwartung dieses Ereignisses. Irgendetwas kam aber bisher immer dazwischen.

An einem Donnerstagnachmittag im März 2004 war es dann jedoch soweit: Zuerst kam mein Sohn (zur moralischen Unterstützung), dann klingelten die drei Fernsehleute. Anschließend erschien noch Enkel Jörg, der als mein "Computerlehrer" und "Oma-Netz-Entwickler" natürlich auch mit vorgestellt werden sollte.

Das Fernsehteam, eine Dame und zwei Herren, begannen dann gleich mit dem Auspacken ihrer Technik in meinem Wohnzimmer. Ich war ganz erstaunt, was da alles zu so einer Aufnahme gehört.

Als das Interview begann (die Dame befragte mich, die Herren filmten), war ich anfangs wohl sichtlich nervös und unkonzentriert. Dann habe ich aber einfach drauflos erzählt:

Wie mich Mitte der 90er Sohn und Enkel zur Arbeit mit dem PC ermutigten - dass ich auf diese Weise meine schon vor Jahren aufgezeichneten Lebens-, Familien- und Naturgeschichten schneller und eleganter bearbeiten konnte, nachdem mir der Tastenanschlag meiner Schreibmaschine immer schwerer gefallen war - wie ich anfangs nicht glauben wollte, dass man mit einer Maus schreiben kann - dass es einige Anlaufschwierigkeiten gegeben hat und ich oft daran war, wieder aufzugeben - dass ich immer noch nicht weiß, wie man "Körser" richtig schreibt, ihn jetzt aber gut bedienen kann ist - dass ich zunächst viele Geschichten dreimal verfasste, weil sie (mangels Speicherns) immer wieder verschwunden sind - wie ich mir die Regeln und Hinweise meines Enkels in ein Merkbuch schrieb, manches trotzdem ab und an vergesse und dann um Hilfe telefoniere - wie ich einmal vor lauter "Computern" sogar mein Mittagessen anbrennen ließ - dass es mir mit dem Programm "Encarta" möglich ist, im Computer alle Orte in der Welt aufzusuchen, an denen ich auf meinen Reisen einmal war (was mir heute aus gesundheitlichen Gründen leider nicht mehr möglich ist) - dass ich viel Freude daran habe, wenn auch andere Menschen meine Geschichten im Internet lesen - dass ich in letzter Zeit, besonders nach den Artikeln in MOZ und MAZ, viel Post von netten Leuten bekomme, mit denen ich mich austauschen kann ...

Während ich das alles erzählte, wurde ich vom Aufnahmeteam gefilmt. Die Fernsehleute waren sehr nett und geduldig mit mir. Weil ich aber (auch wegen des hellen Lichts) doch etwas aufgeregt war, benötigte ich die Hilfe meines Enkels selbst für Handgriffe, die ich sonst eigentlich schon "im Schlaf" beherrsche. Diese Situation war mir etwas peinlich.



An jenem Tag bekam ich übrigens kurz vorher auch einen Walnussbaum geschenkt, der mir sehr viel bedeutet: Ein solcher Baum, unter dem ich

aufgewachsen bin, begleitet mich seit der Vertreibung aus der Heimat im Sudetenland seit fast 60 Jahren, wo immer ich wohne!

Als dann drei Generationen Radestocks (Enkel, Sohn und ich) das schöne Gehölz vor dem Haus in Neue Mühle einpflanzten, wurde auch dieses Ereignis gefilmt. Darüber habe ich mich sehr gefreut. Wenn jene Episode mit in dem "Brisant-Beitrag" zu sehen ist, habe ich eine weitere Erinnerung an einen schönen Vorfrühlingstag 2004.

Wer hätte das jemals gedacht: Ich bin im Fernsehen! Herzlichen Dank an das rbb-Team.

Ich freue mich jetzt auf einen interessanten Filmabend.

Lydia Radestock, im März 2004

Spaziergang in „Klein Venedig“

Am einem Sonntag im August unternahm ich mit meiner Enkelin Maria bei Sonnenschein und warmen Wetter einen ersten Spaziergang durch den Park, welcher hinter unserer Senioren-Wohnanlage in der Zernsdorfer Straße des Ortes Neue Mühle beginnt.

Schmale Wege führen dort unter hohen alten Bäumen - ich erkannte Erlen, Kiefern, Linden, Eichen und Pappeln - an vielen Teichen vorbei und an einem Kanal entlang, welcher in einen großen See (dessen Namen ich noch nicht kenne) mündet. Einige dieser Bäume sind fast bis zu den Kronen hinauf mit Efeu bewachsen. Auf dem Waldboden wachsen Farne, verschiedene Gräser, Binsen und Blütenpflanzen. Ab und zu hörte man Vögel singen, und zwischendurch gurrte ein Ringeltauben-Pärchen auf dem Ast einer knorrigen Eiche.

Im Wasser des Kanals ruderten und paddelten in einigen Booten Kinder und Erwachsene in Richtung See. Das Wasser machte allerdings keinen sauberen Eindruck; es sah grünlich-schmutzig aus. Deshalb wird wohl auch nicht darin gebadet.

Am See angekommen, ruhten wir uns auf einer Bank aus und beobachteten die Natur um uns herum. Aus einem Winkel im Ufergebüsch kam nach einer Weile ganz leise ein schwarzes, mit weißem Federkopf und rotem Schnabel geschmücktes Rallenpärchen hervorgerudert. Dann flogen plötzlich einige Stockenten hoch. Vielleicht waren sie vom Ufer aus in ihrer Mittagsruhe gestört worden? Am anderen Seeufer angelten einige Jungs. Ab und zu sprangen kleine Fische aus dem Wasser empor. Zwischendurch hörte man ab und an von der in der Nähe vorbeiführenden Bahnlinie einen Zug pfeifen, wenn er sich dem Bahnübergang näherte.

Man sagte mir, dass die wasserreiche Parklandschaft in meiner neuen Heimat "Klein Venedig" genannt wird und in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts angelegt worden ist. Ich nehme mir fest vor, darüber bald mehr zu erfahren.

Für mich war der erholsame Spaziergang auch Gelegenheit, meiner Enkelin Fragen - besonders zu meinen Amerika-Reisen, zu beantworten.

Nun freue ich mich schon auf den nächsten „Gang nach Venedig“.

Lydia Radestock, im August 2003

Mein Start in Neue Mühle

Am ersten Montag im September 2003 war es soweit - ich bezog mein neues Heim im Königs Wusterhausener Ortsteil Neue Mühle.

Ein Spruch unserer Vorfahren, an dessen genauen Wortlaut ich nicht erinnere, sagt, dass man einen alten Baum nur noch schlecht verpflanzen kann. Das muss wohl auch für einen älteren Menschen gelten, denn ich gebe zu: In den ersten Tagen nach dem Umzug ging es mir mies. Ich war ich sehr verzagt und fragte mich, wie ich das ganze Durcheinander meiner Gedanken und Habseligkeiten jemals wieder in Ordnung bekommen und wieder finden werde. Auch mussten ja nun verschiedene An- und Ummeldungen erfolgen, eine neue Hausärztin und andere Spezialärzte gesucht werden ...

Allein hätte ich das niemals geschafft, denn hier muss ich mich überall hin fahren lassen; Königs Wusterhausen, wo die wichtigen neuen Ansprechpartner sitzen, ist etwa 3 km von der Wohnanlage entfernt.

Aber ich bin ja nicht allein: Meine Kinder und Enkel helfen nach Kräften. Auch vom ASB und seinen Mitarbeitern bekomme ich viel Unterstützung. Und zum Arzt werde ich gefahren und erhalte Begleitung.

Jeden Tag kommen - wie in Eisenhüttenstadt - früh und abends Schwestern zu mir, um mich zu betreuen und mir meine Medizin zu geben.

Wir erhielten alle auch eine Notrufanlage sowie eine Sicherung für das Handgelenk, an das man bei Gefahr antippen kann, damit von der Schwesterstation in Mittenwalde Hilfe kommt.

Trotzdem: Den ganzen August über herrschte in meiner Wohnung ein Chaos, dass es zum Verzweifeln war!

In jedem Raum standen zunächst Kartons mit eingepackten Sachen herum. Dazu musste alles einen anderen Platz bekommen, weil ja nicht mehr alle beziehungsweise andere Möbel vorhanden sind. Ich hatte zwar an jeden

Karton eine Zahl mit Inhalt und Wohnraum geschrieben und dann noch mal alles in ein Heft eingetragen, aber leider sind in der Umzugseile etliche Koffer und Kartons im Keller gelandet, die nach oben sollten, und umgekehrt. Viele Umzugsbehälter sind auch viel zu schwer für mich, um sie allein zu bewältigen. Ich bin noch lange nicht fertig; ohne Hilfe schaffe ich das nie.

Öfter waren meine Kinder mit mir in diesen Tagen in den anliegenden Großverkaufsanlagen unterwegs, um Möbel und andere Dinge einzukaufen. Das mit den neuen Möbeln für Wohnzimmer und Bad war das Wichtigste, denn nur so konnten die vielen Kisten endlich ausgepackt und die Sachen an ihren neuen Platz gelegt werden.

Sehr unangenehm war für mich, dass ich 4 Wochen lang kein Wasser in der Küche hatte, denn der Anschluss klappte nicht. Auch musste ich mir eine neue Spüle beschaffen, die mir dann Frank, der Freund meiner Tochter, zur Verfügung stellte. Auch ein Elektroherd, den er nicht mehr benötigte, passte gerade richtig in meine Küchenecke. Dazu bekam ich von ihm noch die Dunsthaube über dem Herd. Denn: Es ist leider keine Tür vor der Kochnische vorhanden, und wenn man kocht, ziehen die Küchendünste durch die Diele.

Im Wohnzimmer ist ärgerlich, dass sich keine Balkontür ankippen lässt. Der Hausmeister hat mir Riegel versprochen, um einbruchsicher lüften zu können, denn wir dürfen die Türen nicht selbst anbohren. Und an der Korridortür ist der Spion so hoch angebracht, dass ich immer erst eine Fußbank nehmen muss, um zu sehen, wer klingelt.

Durch die vielen Anstrengungen, Aufregungen und das heiße Wetter war ich gesundheitlich und nervlich ziemlich fertig und bekam Ende August einen Kreislaufkollaps: Ich bin am Vormittag plötzlich im Bad umgefallen. Als ich wieder munter war, lag ich auf dem Fußboden; an meinen Hinterkopf stellte ich eine große Beule fest. Am linken Arm hatte ich einen Bluterguss, und mir tat von dem Sturz alles weh.

Als die betreuende Schwester kam und meinen Zustand bemerkte, brachte sie mich sofort mit dem Auto zur Hausärztin, welche mich dann nach einem EKG ins Krankenhaus zu einer gründlichen Untersuchung einliefern ließ.

An den Transport der Samariter, auf der harten Trage ohne Kopfkissen liegend, denke ich mit Grausen zurück. Denn durch die rasende Fahrt wurde ich derart zerschüttelt, dass ich sogar einige Tage Kopfschmerzen

hatte. Der begleitende Sanitäter, ein gebürtiger Wessi, sagte zu mir: „Da sind nur Eure Straßen dran schuld“.

Nach zwei Wochen wurde ich aus dem Krankenhaus entlassen. Nun versuche ich wieder mit meiner Wohnung klar zu kommen. Ich bin sicher, dass ich es schaffen werde.

Lydia Radestock, im September 2003

Umzug nach neue Mühle



Am 1. August 2003 bin ich von Eisenhüttenstadt nach Königs Wusterhausen, Ortsteil Neue Mühle umgezogen. Mein neues Heim ist eine geräumige 2-Zimmer-Wohnung in der ersten Etage eines neu erbauten Hauses der dortigen Wohnanlage des Arbeiter-Samariter-Bundes für Senioren.

An meinen Umzug denke ich nicht gern zurück, denn in diesen heißen Sommertagen war es doch sehr anstrengend und aufregend für mich. Schon die Zeit vorher - mit der Verpackung des ganzen Haushaltes - war nicht einfach. Zum Schluss halfen mir noch meine Enkel Jörg, Hannes und Maria, den Rest meiner Schreibsachen zu verpacken. Bei den Abmeldungen in der Stadt wurde mir von meinem Bekannten Wolfgang Brämick und der Fürsorgerin Frau Chvosta geholfen; es sollte doch auch nichts vergessen werden.

An einem Sonnabend bei herrlichen Sonnenschein war es dann soweit: Zuerst kamen die Enkel Jörg, Hannes, Maria, meine Tochter Petra sowie Schwiegertochter Beate mit ihren PKWs. Gegen 9.00 Uhr ist dann auch mein Sohn Klaus in Begleitung von Frank Wolf, dem Freund von Petra, mit dem Umzugsauto, das sie sich vorher ausgeliehen hatten, angelangt.

Nun ging es los - ein Möbelteil nach dem anderen wurde aus der Wohnung getragen. Anschließend kamen die vielen Kartons.

Bald rief man aber dann, es wäre kein Platz mehr im Auto: *'Oma, Du hast viel zuviel Klamotten!'*. Das war dann schon sehr befremdlich für mich, was ich mir zu meinem Hausrat alles anhören musste! In diesem Moment hätte ich, wenn das noch möglich gewesen wäre, am liebsten alles abgesagt und wäre in meiner alten Wohnung geblieben. Denn: Mit jedem einzelnen Stück sind ja Erinnerungen verbunden. Wie mühselig habe ich mir alles zusammen- getragen, teilweise geerbt und erspart. Nun wurde einiges davon zertrümmert und kam auf den Sperrmüll, was ich jetzt vermisse und nötig brauchen könnte.



6 Stunden später lief dann noch einmal die gleiche Tour mit dem Einräumen in die neue Wohnung. Dort musste leider ein längerer Anlaufweg bis zum Haus in Kauf genommen werden, dafür gab es aber einen Fahrstuhl, in dem viele Teile befördert werden konnten.

Trotz der Beschwerden mit dem 'Krempel' danke meiner Familie, den Freunden und der Fürsorgerin für ihre Hilfe beim Umzug. Nun geht es für mich auf einen neuen Lebensabschnitt in Neue Mühle zu.

Lydia Radestock, im August 2003

Oma Radestock lernt Computern



Mein Enkel Jörg sollte zum Weihnachtsfest des Jahres 1994 einen neuen Computer bekommen. Oft schon hatte ich zugesehen, was er alles damit anstellen konnte. Eines Tages ließ ich mich aber sogar überreden, den alten, aber noch gut funktionierenden Computer zu übernehmen. Ich besuchte dann zwar einen Computerlehrgang für Rentner in der Volkshochschule in Eisenhüttenstadt, aber da wurde uns in den wenigen Stunden nur beigebracht, wie so ein Computer technisch funktioniert, und nicht, wie man ihn bedient. Wer soll sich das Technische in meinem Alter noch merken?

Die Tastatur ist so wie bei einer Schreibmaschine (die ich beherrsche), lässt sich aber viel leichter schreiben - schon beim geringsten Anschlag erscheinen die Buchstaben oder Zahlen. Es gibt jedoch noch viele Regeln, welche man beim Computern erlernen muss.

Mein Enkel Jörg hat mir schon etliche davon beigebracht; ich habe mir das Wichtigste in ein Buch geschrieben, damit ich`s immer wieder nachlesen kann. Je mehr ich übe und schreibe, umso besser behalte ich es auch. Leider vergesse ich aber ab und zu doch einige Anwendungen, denn: So einfach ist das nicht mehr für mich, die ich hoch in den 70ern stehe, mir alles zu merken.

Den Computer hat mir Jörg so eingestellt, dass ich gleich mein Schreibprogramm vorfinde. Auch wenn ich zu Besuch im Forsthaus bei den Kindern bin, darf ich auf dem Computer von meiner Enkelin Maria eine bestimmte Datei benutzen und schreibe fast täglich alles auf, was ich dort erlebe.

Anfangs habe ich immer wieder mal das Speichern vergessen - zum Schluss war dann der ganze Beitrag weg und meine Mühe umsonst. Manchmal war ich schon verzweifelt, wenn etwas nicht klappte. Einmal musste ich eine neue Tintenpatrone in den Drucker einsetzen. und dabei war etwas Tusche hinein gekommen. Wolfgang, ein Eisenhüttenstädter

Freund meines Sohnes, hat mir dieses Gerät dann gesäubert und die Tuschereste entfernt. Er hilft mir seitdem immer wieder, wenn es mit dem elektronischen Monster ganz und gar nicht mehr weitergehen will.

Dann hatte sich das Schreibpapier immer wieder im Drucker verklemmt.

Es war für mich nicht ganz einfach, alles zerzauste Papier ständig neu herauszuholen, musste ich doch dazu erst die Stecker entfernen und den Drucker in der Küche auf den Tisch stellen - aber ich habe es schließlich doch allein geschafft. Man muss offensichtlich nur beim Drucken immer darauf achten, dass die Seitenspannen dicht am Papier anliegen.

Inzwischen habe ich schon allerhand gelernt. Zur Zeit benötige ich allerdings einen neuen Schreibtisch: Man braucht schon etwas Platz, um die Manuskripte auslegen zu können. Die Schreiberei macht mir ja Freude und hilft, mit den häufigen Angstzuständen und Depressionen fertig zu werden; auch meine vielen Schmerzen vergesse ich dadurch mitunter. Es ist schon so gewesen, dass mir mein Mittagessen angebrannt ist, weil ich so emsig beim Schreiben war.

Mit dem neuen Lexikon, das mir Jörg installiert hat, kann ich mir die ganze Welt und vieles aus der Natur von A bis Z ansehen und per Computer auch Länder bereisen, in denen ich bereits mal im Urlaub gewesen bin. Darüber freue ich mich sehr. Der winzigste Ort ist zu finden. Sogar die kleine Gemeinde Aztec in Amerika, in der ich schon zweimal bei meiner Cousine zu Gast war, habe ich hier entdeckt.

Inzwischen habe ich schon den dritten Computer (immer aus zweiter Hand); auch der Bildschirm und ein Drucker gingen inzwischen "flöten". Mit dem neuen Laserdrucker bin ich leider noch nicht ganz vertraut. Auch das Mailen ist mir nun vertraut. Kürzlich wagte ich mich mit Ermutigung und Hilfe meines Sohnes sogar ins "Netz" und konnte mit Hilfe meiner Favoriten-Seiten und dem Suchprogramm schon einiges daraus erfahren. Mal sehen wie es noch weitergeht!

Lydia Radestock, im August 2002

Christina Matte [23.10.2004](#) / .Date

Oma im Netz

Lydia Radestock ist 80. Sie weiß, dass eine PC-Maus nicht beißt, und obwohl sie

nicht mehr viel raus kommt, lebt sie mitten in der Welt

An manchen Tagen schafft sie es nicht, sich an den Computer zu setzen. Der Kreislauf. Oder sonst etwas. Lydia Radestock ist 80. Seit ihrem 21. Lebensjahr hat sie eine labile Gesundheit. Die Tage, an denen sie es nicht schafft, den Computer einzuschalten, sind die Tage in ihrem Leben, über die es nicht lohnt zu reden. Der Kreislauf. Oder sonst etwas. Außerdem kann sie an solchen Tagen nicht ihre elektronische Post lesen. »Danach bin ich süchtig«, lächelt sie - nicht verschämt, sondern unverschämt glücklich. Lydia Radestock bekommt viel Post: aus Österreich oder Kanada und aus allen Ecken Deutschlands. Junge und Alte schreiben ihr, nicht allen kann sie antworten. Doch über jede Mail freut sie sich. »Ich komme nicht mehr so viel raus«, sagt sie, »das Internet ist mein Tor zur Welt. Hier lerne ich Menschen kennen, die ich sonst nicht mehr kennen lernen könnte. Ich habe schon Freunde gefunden, wir schreiben uns regelmäßig. Dann habe ich gar keine Zeit, an meine Krankheiten zu denken.« Bis zur Stunde besuchten das Gästebuch ihrer Homepage »www.oma-im-netz.de« 3463 Menschen. Die Respektbekundungen lesen sich so: »Hey, Oma im netz, voll hammergeile Homepage!!! Mach weiter.« Oder so: »Echt voll cool ey, crass. So was kann meine omma nicht.« Oder so: »Hallo, ich kenne ihren Enkel Jörg aus der Schule. Schöne Seite.« Oder so: »Hallo Oma Lydia, du hast echt was drauf!« Oder so: »Sie sind aber ne taffe Omi. Ich glaube, ich könnte das nicht. Aber ich weiß ja auch noch nicht so viel vom Leben wie Sie, denn ich bin ja erst 14 Jahre alt.« Solche Post macht Lydia Radestock stolz. Normalerweise werden Menschen, die in ihrem Alter sind, von der Jugend ja schlicht übersehen. Höchstens nimmt man sie zur Kenntnis, wenn man Anstoß an ihnen nimmt: Wenn sie an der Kasse zu lange in ihren Portemonnaies kramen oder sonst im Wege stehen. Doch da erfährt man ja auch nichts von ihnen. Da ahnt man ja auch nicht, wer sie sind. Anders ist es, wenn junge Leute Lydia Radestocks Website besuchen. Dort stellt sie sich ausführlich vor, erzählt aus ihrem langen Leben, immer ernsthaft, doch auch mit Humor. Und siehe, die Jugend ist beeindruckt. Genauso wie ältere Jahrgänge. Zunächst, weil es noch nicht die Regel ist, dass 80-Jährige »computern« können. Wahrscheinlich wird es die Regel sein, wenn meine Generation 50 plus, die mit Computern arbeitet, ihre Altersstufe erreicht. Doch heute gehört Lydia Radestock eben noch zu den Ausnahmen, und so schrieb ihr Kristin aus Sachsen: »Respekt. Wenn ich mir meine Oma so anschau, alles, was mit Technik zu tun hat, um Gottes Willen. Dabei kommt sie auch nicht mehr raus, zumindest nicht allein. Eigentlich wäre das für sie die beste Alternative, auch mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen. Hätten Sie nicht einen Tipp, wie ich das am besten anstellen kann?« Mel aus Hamburg schrieb: »Liebe Omi, ich finde es einfach

Klasse, dass du dich mit dem Computer und dem Internet auseinandersetzt. Ich würd mir echt wünschen, dass es mehr Omis und Eltern wie dich gibt, die sich an unsere heutige Technik trauen.« Und Gert Langner aus Schleswig-Holstein mailte: »Moin, moin, Sie sind der beste Beweis, dass jeder mit einem Computer umgehen kann und eine PC-Maus nicht beißt.« So leicht, wie Herr Langner es sich vielleicht vorstellt, war es für Lydia Radestock nicht, sich mit dem Computer anzufreunden. Sie hat eine Geschichte darüber geschrieben und auf ihre Website gestellt. Ihr Enkel Jörg kommt darin vor, der zu Weihnachten 1994 einen neuen Computer bekam und sie überredete, seinen alten zu übernehmen. Und die Volkshochschule in Eisenhüttenstadt, in der man versuchte, ihr beizubringen, wie ein PC technisch funktioniert, aber nicht, wie man ihn bedient. Genau das hatte sie aber lernen wollen, war doch der Computer die Alternative zu ihrer alten Schreibmaschine, die sie - Schmerzen in den Fingern - nicht mehr richtig anschlagen konnte. Sie schwärmt: »Die Tastatur ist so wie bei einer Schreibmaschine (die ich beherrsche), lässt sich aber viel leichter schreiben - schon beim geringsten Anschlag erscheinen die Buchstaben oder Zahlen. Warum endet dieser Text denn jetzt schon? Mittendrin? Ich möchte den Artikel gerne weiterlesen!

Um den ganzen Artikel zu lesen, benötigen Sie ein entsprechendes Abo. Wenn Sie schon eins haben, loggen Sie sich einfach ein. Wenn nicht, probieren Sie doch mal unser Digital-Mini-Abo:

Nachkriegszeit mit Typhus

Als unsere Praskowitzer Rosenkranz-Familie (oder das, was von ihr übrig geblieben war) nach der Vertreibung aus der Heimat und langem Suchen und Umherirren in Deutschland im Jahre 1946 endlich wieder zusammengefunden hatte, erhielten wir auf einer Domäne im kleinen Ort Hohnsdorf bei Halle / Saale eine Stube.



Im Dorf gab es jedoch keine Arbeit für uns. Deshalb wurde ich als Näherin in einem kunstgewerblichem Betrieb, der Firma Heinz Brose in benachbarten Köthen, tätig. Um dorthin zu gelangen, musste ich aber zuerst eine 3/4 Stunde bis zur Bushaltestelle laufen.

Das geschah übrigens auch im Winter bei Eis, Schnee und Regen ohne festes Schuhwerk - ich habe mir damals aus alten Säcken, welche ich in der Scheune der Domäne fand, Streifen geschnitten und sie um meine undichten Schuhe gewickelt. Ein Paar hatte ich bloß. Der Bus nach Köthen fuhr sehr unregelmäßig und hatte oft Verspätung; ein Wartehäuschen zum Unterstellen gab es nicht.

Leichter wurde es für mich, als ich irgendwann eine Aufenthaltsgenehmigung für Köthen erhielt.

Durch Vermittlung einer Arbeitskollegin hatte ich vorher ein kleines Zimmer zur Untermiete bei einer Geschäftsfrau in der Burgstraße gefunden, wo ich mich jedoch sehr einschränken musste und mich kaum zu rühren traute.

Das Zimmer war nur durch die Küche zu erreichen, doch war ich damals sehr froh, überhaupt ein Dach über dem Kopf zu haben. Sogar die Einrichtung wurde mir gestellt.

Mit der Kocherei musste ich allerdings stets warten, bis die Wirtsleute mit ihrer Mahlzeit fertig waren. Auch hatte ich mich an der Küchenreinigung zu beteiligen, ob ich gekocht hatte oder nicht. Besuche durfte ich auch

keine haben; nicht einmal meine Arbeitskollegin konnte zu mir kommen. Aber ab und zu bekam ich Essensreste geschenkt. Das war damals wichtig!

Der Verdienst war sehr gering, aber da ich sparsam war, konnte ich mir endlich nach und nach auch einige Haushaltsgegenstände anschaffen.

Eines Tages, es war 1947, erhielt ich von einer Krankenschwester aus Halle Nachricht, dass meine Eltern krank darnieder lagen. Sie waren inzwischen in eine Barackensiedlung am Rande der Saalestadt umgezogen, weil mein Vater hier bei der Bahn Arbeit gefunden hatte. Die Lebensbedingungen in diesem für Vertriebene und Ausgebombte errichteten Lager waren aber natürlich alles andere als schön – ein guter Nährboden für Krankheiten aller Art.

Ich fuhr sofort zu ihnen und war über ihren gesundheitlichen Zustand sehr erschrocken. Beide hatten Fieber und Durchfall. Mein Vater phantasierte viel und sprach dabei nur noch russisch. Vermutlich ging ihm die Zeit im Kopfe herum, in der er im 1. Weltkrieg als Gefangener in Sibirien war. Mutter war sehr ruhig, fast apathisch.

Ein von mir alarmierter Arzt diagnostizierte Typhus, eine schwere Durchfallerkrankung. Er wies meine Eltern gleich in die Isolierstation der Halleschen Universitätskliniken ein.

Inzwischen hatte auch ich Fieber bekommen. Ich wollte mich aber erst in Köthen bei meinem Betrieb krank melden und ging dann dort zum Arzt, der mich auf Grund meines Berichtes und Typhusverdacht ohne weitere Untersuchung in ein Köthener Krankenhaus schickte. Ich sollte mich bis Mittag dort melden, oder die Polizei würde mich holen.

Ich wollte aber um jeden Preis zu meinen Eltern. Um in keine Polizeiaktion zu kommen, lief ich bis vor die Stadtgrenzen und hielt dann einen LKW an. Der Fahrer nahm mich einige Kilometer mit, und dann ich musste ich sehr weit laufen. Der Bus von Trebichau nach Halle war schon weg. Damals traf man aber unterwegs immer Leute mit Fahrzeugen, die Kartoffeln gestoppelt hatten oder auf „Hamstertour“ waren - auf so einem offenen Auto erwischte ich noch einen freien Platz und konnte zwischen all den „Hamsterern“ bis nach Halle fahren. Mit der Straßenbahn gelangte ich dann bis in die Nähe des Barackenlagers.

Im Zimmer meiner Eltern ordnete ich noch ein paar Dinge und brachte - zum Glück - einige unserer Habseligkeiten in eine andere Baracke zu Bekannten aus der Heimat, die auch in Halle-Dimitz untergekommen waren. Etliches wurde dann wirklich während unseres Klinikaufenthaltes gestohlen, denn die Schlüssel passten damals überall.

Spät abends meldete ich mich am 10. Oktober in der Klinik, wo meine Eltern untergebracht waren. Ich wurde nach meiner Einweisung registriert, gebadet und bekam ein Bett. Am nächsten Tag stellten die Ärzte auch bei mir Typhus fest. Nun wurde ich in das Zimmer meiner Mutter gebracht. An die folgenden Tage kann ich mich kaum noch erinnern. Mir wurde erzählt, dass ich längere Zeit hohes Fieber (bis 41,8 Grad) hatte und immer wieder in eiskalte Bettlaken gewickelt wurde.

Weil ich so unruhig war und damit ich nicht aus dem Bett fiel, waren an den dessen Seiten Bretter angebracht worden. Meine Mutter, obwohl selbst krank, versuchte mich in dieser Zeit zu betreuen - ich musste künstlich ernährt werden, damit mein Körper durch den ständigen Durchfall nicht völlig austrocknete.

Wir waren schon vier Wochen in diesem Zimmer, als plötzlich alle Läuse bekamen. Auch mir wurde eine Lausekappe angelegt.

In dem Saal lagen noch 5 Frauen und ein Kleinkind. Damit die anderen Patienten wenigstens nachts etwas schlafen konnten, wurde ich, die ich ständig laut phantasierte, abends immer mit dem Bett in das Schwesternzimmer gefahren, und früh wieder zurück gebracht.

Durch das andauernde hohe Fieber ging es mir schlechter und schlechter - ich wurde immer stiller und matter. Weil ich katholisch war, bekam ich eines Abends im Schwesternzimmer die letzte Ölung von einem Pfarrer, den man verständigt hatte.

In dieser Nacht war mir, als schwebte ich durch einen langen Gang, an dessen Ende Lichter leuchteten. Es war plötzlich überall ganz hell, freundlich, ruhig ... Mich überkam ein sehr angenehmes Gefühl; ich hatte plötzlich keine Schmerzen mehr.

Am nächsten Morgen erzählte die Nachtschwester Brigitte meiner Mutter, dass ich schon kalt geworden war und kaum noch Puls hatte, weshalb sie

einen Arzt gerufen hätte, der mir eine Spritze gab und mein Herz massierte. Schwester Brigitte musste dabei meine Beine mit Wärmflaschen bedecken. Sie hat auch an meinem Bett für mich gebetet, sagte sie, weil ich doch noch so jung war.

An diesem Tag habe ich zum ersten Mal wieder klar und deutlich gesprochen: „Wo bin ich?“, und wollte zu meiner Mutter."

Es wurde dann aber noch eine schwere Zeit für mich, denn ich bekam am Oberschenkel plötzlich einen Abszess, der geschnitten werden musste. In der Genesungszeit hatten wir alle viel Hunger, und als wir wieder richtig essen konnten, habe nicht nur ich - an diesen Anfall von Fresssucht erinnere ich mich bis heute - 20 kleine Kartoffeln mit Soße auf einmal verzehrt. Fett oder Fleisch gab es damals ja kaum für uns.



Wir Typhuskranken mussten an einem Tag für die russische Verwaltung eine flüssige Gallenprobe abgeben. Der Gallensaft wurde durch einen Schlauch, welchen wir zu schlucken hatten, gewonnen. Damit wurde wohl Impfstoff hergestellt oder irgendwelche Versuche gemacht. Zur Belohnung

für diese Tortour bekam jede Frau eine extra Bockwurst zur mittäglichen Kartoffelsuppe.

Ich war in meiner Kindheit und Jugend kaum jemals krank gewesen, doch nun ...

Wahrscheinlich war ich infolge der bei der Vertreibung erlittenen schweren Verletzungen und den ständigen Erkältungen aufgrund fehlender Wetterschutzbekleidung und geeigneten Schuhwerks einfach nicht mehr genügend widerstandsfähig. Jedenfalls lag ich damals vier Monate, bis zum 21 Januar 1948, in der Isolier-Abteilung der Halleschen Universitätsklinik, und 6 Monate wurde ich durch eine Ärztekommision hinterher krank geschrieben.

Lange noch konnte ich vor Schwäche kaum laufen, und alle meine Kopfhare hatte ich auch verloren. Mutter und Vater erging es genau so. Es dauerte lange, bis sie wieder nachgewachsen waren.

Wie wir später erfuhren, hatten wir bei alledem noch Glück. Denn den Bauchtyphus-Wellen der Nachkriegszeit sind sehr viele Menschen erlegen, die zusammengepfercht unter schlechten Hygienebedingungen hausen mussten. Die Sterberate liegt noch heute, bei viel besseren medizinischen Möglichkeiten, bei ein bis drei Prozent der Betroffenen.

Und am schlimmsten traf es damals die durch Verletzung, Hunger, Elend, Wohnungsnot, Verzweiflung und Verbitterung ohnehin geschwächten Heimat-Vertriebenen!

Wenn ich das schreibe, denke ich auch daran:

Weil es noch immer überall auf der Welt keinen Frieden gibt, müssen auch heute allerorts Millionen unter menschenunwürdigen Verhältnissen leiden und solche und andere Krankheiten erdulden.

Sollte es nicht möglich sein, die Unsummen, die nach wie vor für Waffen und Munition, also für die Vernichtung menschlichen Lebens, ausgegeben werden, zum Wohl von uns allen aufzuwenden?

Lydia Radestock, im Oktober 1994

Überleben 1947

Seit 1946 wohnte ich, aus meiner alten Heimat vertrieben, mit meinen Eltern in Hohnsdorf bei Halle/Saale in einer Stube im ehemaligen Gutshaus.

Um etwas zu essen zu bekommen, habe ich damals eine Zeitlang bei einer Bauernfamilie Näharbeiten verrichtet und dann endlich in Köthen eine Arbeit in einem Kunstgewerbebetrieb gefunden. Es wurden dort aus hartem und weichem Igelit Körbchen, Briefmappen, Lätzchen und Taschen gefertigt.

Für die Briefmappen bekamen wir zurechtgeschnittene Platten, deren Ränder wir dann lochen und mit weichen Igelit-Streifen zusammen heften mussten.

Die Lätzchen und Taschen erhielten wir auch geliefert und hatten sie mit schmalen Igelitstreifen zusammenzufügen und künstlerisch zu gestalten.

In der Nachkriegszeit war man froh, überhaupt eine Arbeitstelle nachweisen zu können, um von der Gemeinde eine Lebensmittelkarte zu bekommen. Dazu gab es dann noch eine Punktkarte für Kleidung - ein Mantel, ein Kleid, Blusen, Arbeitskittel und ein Paar Schuhe.

Holzsandalen gab es frei zu kaufen (wenn man welche kaufen konnte!). Wir mussten uns damals ja nach und nach alles erst wieder neu anschaffen, denn man hatte uns bei der Vertreibung nur das gelassen, was wir am Körper trugen, und diese Kleidung war inzwischen unbrauchbar geworden.

Die Anfahrt nach Köthen/Anhalt war für mich immer sehr beschwerlich. Zuerst bin ich mit einer anderen Frau 3½ Kilometer durch zwei Dörfer gelaufen, um dann an einer zugigen Ecke um 6.00 Uhr auf einen alten klapprigen Omnibus zu warten, der übrigens nicht mit Benzin, sondern mit Holzgas fuhr. Oftmals hatte der Bus Verspätung, weil er auf dem schadhafte Kopfsteinpflaster unterwegs eine Reifenpanne erlitt oder durch russische Militärkontrollen aufgehalten wurde.



Meine Arbeitszeit begann eigentlich um 7.00 Uhr früh. Ich hatte auf Antrag (auch für so etwas musste man damals Anträge stellen!) jedoch nur eine Erlaubnis zur Fahrt mit einem zweiten, später eintreffenden Gefährt erhalten. Der Grund war: Die wenigen Busse sollten nicht überlastet werden! Deshalb bin ich meist „schwarz“ mit dem ersten Bus gefahren. Wenn man dabei vom Kontrolleur erwischt wurde, musste man außer der Buskarte, welche man ja sowieso hatte, zusätzlich 5.00 Mark Strafe zahlen. Die weiblichen Kontrolleure hatten meistens Erbarmen mit mir. Aber ein junger Mann in umgeänderter Leutnantsuniform war unerbittlich. Dabei verdienten wir doch sehr wenig - manchmal kaum 18.00 Mark die Woche - und die Buskarte kostete schon 5.00 Mark. Kam man aufgrund dieses Dilemmas zu spät, wurde das vom Lohn abgezogen. Man mußte dann auch noch mit dem späteren 19.00 Uhr - Bus (statt um 17.00 Uhr) wieder heimfahren.

Unser Arbeitsraum wurde immer erst frühmorgens abwechselnd von uns Arbeiterinnen geheizt. Bei ungünstigem Wetter mußten wir in der verqualmten großen Stube aushalten. Mit Erkältungen und Hustenanfällen wechselten wir uns deshalb meistens ab. Eine energische ältere Frau nahm uns Mädels damals alle in die Gewerkschaft auf – um die Arbeitsbedingungen zu verbessern, und wegen der Urlaubsplätze, meinte sie. Das Glück, einen Urlaubsplatz zu bekommen hatte ich aber dort nie.



Vielleicht war auch der Grund, dass ich nicht in die Deutsch-Sowjetische Freundschaftsgesellschaft eintreten wollte – ich empfand das als Hohn; meine bisherigen Erfahrungen mit diesen „Freunden“ und „Befreiern“ waren einfach zu negativ gewesen. Und nun sah ich: Uns war alles weggenommen worden, alle waren klapperdürre, und die Russenfrauen gingen alle sehr gut gekleidet und wohlgenährt daher. Gut – sie waren die Sieger, aber Freunde?

Das mit der Kleidung war damals ein Problem, aber irgendwie schlug man sich durch: Ein Paar derbe Schuhe, vier Paar Strümpfe, einen Mantel und ein Stoffkleid bekam ich auf meine Punktekarte. Hemden und Schlüpfer strickte ich mir aus Seilergarn, das wir uns von den Garbenbändern auf den Feldern stibitzten.

Zu dem täglichen Fußmarsch bis zum Bus wickelte ich mir immer alte Sackreste um die Stiefel, welche ich mir zum Glück noch erhalten hatte – die guten Stücke mussten geschont werden. Im Sommer bin ich auch manchmal barfuß gegangen. Schlimm war es damit immer, wenn auf der Straße der Schnee geschmolzen und alles pitschnass war.

An ein Erlebnis aus der damaligen Zeit erinnere ich mich besonders: Wir, eine andere junge Frau und ich, mussten immer am außerhalb von Hohnsdorf gelegenen Friedhof vorbeigehen. Weil wir zu zweit waren,

hatten wir keine Angst. Wenngleich: Die Käuzchen hörten sich manchmal schaurig an, wenn sie um die Wette riefen.

Eines nebeligen Herbstabends, es war schon dunkel, kam plötzlich ein in ein Bettlaken eingehüllter großer Mann von der Friedhofsmauer herunter gesprungen. Er landete direkt vor unseren Füßen.

Wir waren beide ahnungslos und deshalb ziemlich schockiert.

Es stellte sich dann heraus, dass er uns diesen bösen Streich spielte, weil die andere junge Frau ihn zurückgewiesen hatte. Er hat das noch ein zweites Mal auf ähnliche Weise versucht.

In der Folgezeit kam uns an solchen dunklen Abenden immer meine Mutter mit einer Laterne entgegen!

Lydia Radestock, im Januar 1996

Der eingefrorene Nistkasten und die Moral



Mein Sohn, der Förster, hatte auf meinen Wunsch hin im Frühling 2004 in der Gartenanlage des Arbeiter-Samariter-Bundes Vogelnistkästen angebracht

Zwei der mit Einschlußflöchern versehenen Nistkästen waren damals von Kohlmeisen besetzt worden, der Halbhöhlenkasten an einer Birke gegenüber meinem Schlafzimmerfenster durch ein Amselpärchen. Diese Vögel hatten ihre Brut mit Erfolg großgezogen. Ich hatte viel Freude daran, die Jungvögel bei ihren ersten Flügen zu beobachten. Gern hörte ich auch den Gesängen der Vogeleltern zu. Besonders die Amseln boten mir im Geäst der Birken oder auf dem Dach unseres Hauses manches Morgen- und Abendkonzert.

Natürlich wollte ich auch in diesem Jahr an diese schönen Vogelerlebnisse anknüpfen. Trotzdem zur Zeit noch Schnee liegt und auch tagsüber Frost herrscht, höre ich derzeit schon seit Tagen die Balzrufe einiger Gefiederter. Und da fiel mir ein: Bald werden die Brutstätten gebraucht, denn der nächste Frühling kommt bestimmt!

Deshalb ging ich heute Nachmittag mit meinem Enkel Hans in den Garten der Wohnanlage, um dort die drei Nistkästen zu kontrollieren. Mit Hilfe einer großen Leiter holte Hans sie von den Bäumen herunter, reinigte sie vom alten Nistmaterial des Vorjahres und befestigte sie erneut.

Anschließend wanderten wir beide mit unserer Leiter auch in den angrenzenden Park zum kleinen See. Denn auch dort hatte mein Sohn am Ufer einen Kohlmeisen-Nistkasten (Fluglochgröße 3,2 cm) hoch oben am Stamm einer Erle befestigt. Als mein Enkel und ich jedoch dort ankamen, sahen wir diese Nisthilfe eingefroren im Eis liegen. Unmöglich, sie bei der relativ geringen Eisdecke zu bergen!



Wir waren sehr traurig darüber. Im vergangenen Sommer hatte hier ein Meisenpärchen sogar drei Brutnester aufgezogen. Und nun? Ich rief meinen Sohn an, und der versprach mir Ersatz; so ist wenigstens der Vogelfrieden gerettet.

Dennoch bin ich wütend über Menschen, die so etwas tun. Denn nicht nur der Kasten war auf das Eis geworfen worden - auch einigen Bordsteinen des erst im Herbst neu gestalteten Wanderweges am Ufer des Sees war das Gleiche widerfahren. Wir Senioren aus der Betreutes-Wohnen-Anlage haben uns damals sehr gefreut, auch dort ohne Gefahren spazieren gehen zu können. Lange hatten wir uns für die Renovierung eingesetzt. Wenn wir jetzt mit unseren Rollwagen dort entlang wollen, droht uns nun erneut Sturz, verstauchter Fuß ...

Wer waren wohl diese Missetäter? Gut erzogen jedenfalls nicht, aber körperlich gut drauf: Einen Nistkasten aus fünf Meter Höhe vom Baum zu holen ist ohne Leiter gewiss nicht leicht, und auch die Wegezerstörung kostete bestimmt viel Kraft.

Wenn ich das Ausmaß dessen, was Menschen gedankenlos einander antun, einmal mit meiner Kinder- und Jugendzeit in den 1920ern und 1930ern vergleichen darf: Bosheit und Niedertracht hat es immer gegeben - sie sterben wohl nie aus, solange es Menschen und damit auch Dummheit

sowie Egoismus gibt. Und damals wie heute gilt, was mir schon meine Großmutter beibrachte: Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Für die Jetztzeit fällt mir in diesem Zusammenhang jedoch wieder einmal auf: Obwohl wir heute in Freiheit und Wohlstand leben, gibt es augenscheinlich eine erstaunlich große Zahl innerlich ungefestigter und deshalb schlechtgelaunter (frustrierter sagt man wohl neudeutsch), oft nach außen hin aggressiver Menschen - was ihnen wohl vor allem fehlt, haben wir früher als Seelenfrieden bezeichnet.

Wie kann man das wohl ändern?

Lydia Radestock, im Februar 2005



Herbstliches von der Bank am Teich



Bei schönem Wetter gehe ich fast täglich zu meiner Lieblingsbank am Rand des Parkpfades nahe unserer Wohnanlage. Sie steht in der Nähe des kleinen Bootssteges am Tonteichufer. Hier kann ich mich erholen und die Natur beobachten.

An dieser Stelle gibt es das ganze Jahr hindurch im und auf dem Wasser „Brehms Tierleben“ zu bestaunen. Sogar zwischen den Uferbäumen ist stets etwas los.

Obwohl ich alles Geschaute fleißig notiere, entdecke ich immer wieder etwas Neues. Schön ist, dass ich seit einiger Zeit mit meiner Digitalkamera manch besondere Situation auch als Foto festhalten und dann sofort im Computer betrachten, speichern und an Freunde verschicken kann.

Nicht nur die Bilder – auch die Geräusche sind faszinierend. Derzeit bringen besonders die Nebel- und Rabenkähen auf ihrem großen „Stammbaum“ Lärm in den Park. Richtig unruhig wird es, wenn sie sich gegen Abend zur Nachtruhe versammeln. Es krakelt, gakelt und spektakelt lange, ehe eine jede ihren Platz gefunden hat.

Schön anzusehen ist nun auch, wenn die Zugvögel über die Wipfel der hohen Uferbäume hinwegziehen. Meist sind es Wildgänse, welche vom Norden kommend mit lautem Geschnatter in Richtung Süden fliegen. Leider überlege ich mir nach meiner morgendlichen Zeitungslektüre bei diesen Bildern neuerdings auch immer, wie viele dieser Vögel den Winter wohl überleben werden, wenn sie das berüchtigte Vogelgrippevirus in sich tragen. Aber vielleicht ist das auch (wie schon so oft) bloß wieder mal die übliche mediale Panikmache – frei nach dem Motto: Nur die schlechte

Nachricht ist eine gute Nachricht (um die Zeitung auch verkaufen zu können).

In diesen schönen sonnigen Oktobertagen steht die Sonne am Nachmittag ja schon wieder etwas tiefer hinter den Parkbäumen. Es ist aber noch hell genug, die herrlichen bunten Farben zu bewundern, mit welchen der Herbst das Laub verschönt. Und ich weiß auch: Die Natur bereitet sich mit einer schützenden Laubdecke auf den kommenden Winter vor, um uns im Frühling wieder mit zartem Grün und neuer Blütenpracht zu erfreuen. Leider dauert dieses Farbenspiel nicht lange. Bei jedem Windhauch fallen jetzt leise raschelnd Blätter herab und landen oftmals mitten auf dem Wasser des Teichs. Derzeit sieht dessen Oberfläche deshalb wie ein bunter Teppich aus, welcher sich in der Strömung langsam und unruhig schwankend zur Brücke auf den Kanal zu bewegt.



Manchmal kommen andere Parkbesucher vorbei, und wir unterhalten uns. So lerne ich immer noch andere Neue-Mühle-Mitbewohner kennen - auch mancher Wochenendgast aus den umliegenden Bungalows ist dabei. Ein Ehepaar führte vor ein paar Tagen zwei Doggen aus - eine kleinere Hündin, den größeren Rüden. Da erinnerte ich mich an meine Zeit in Eisenhüttenstadt, wo ich schöne Erlebnisse mit Tieren und besonders mit zwei Hunden - Roxi und Trixy - hatte. Das erzählte ich den Leuten, und die Hundebesitzer berichteten mir von den Eigenarten ihrer Lieblinge: Was sie mit ihnen während der Stunden bei der Abrichtung in der Hundeschule erlebten, wie sie erkrankten und wieder auf die Läufe kamen ...

Unangenehm ist es für mich freilich, wenn plötzlich große freilaufende Hunde an mir vorbei laufen und die Besitzer erst viel später nachkommen. Man weiß ja nie ...

Ein Mann sprach über seinen Ärger mit dem Graureiher, welcher ihm vor kurzem sämtliche Goldfische aus dem Gartenteich geholt hätte. Um die Goldfische zu retten, müsste man eben jetzt Netze über die Teiche spannen! Aber wer macht das schon? Also: Situation aushalten, Unmut runterschlucken!

Ein unangenehmes Erlebnis hatte ich neulich mit einem Schwan - er kam aus dem Wasser und wollte Futter haben. Denn: Andere Besucher füttern dort oftmals die Enten und Schwäne.

Weil ich nichts Fressbares dabei hatte, kniff er mich in den Arm! Um den große Vogel abzuwehren, stellte ich mich hinter meinen Rollator, mit dem ich immer spazieren gehe. Schließlich gab er entnervt auf.

So verlebe ich jetzt manchen Herbstnachmittag bei „Mutter Natur“ – und immer wieder bekomme ich Anregungen für neue Geschichten am PC, über die ich mich mit meinen Freunden und meiner Familie austauschen kann.

Das Leben ist schön!

Lydia Radestock, im Oktober 2005

Knoblauch-Duft



Für den 8. März hatte mein Sohn Klaus mir als Mutter (sowie Frau und Tochter) eine Frauentags-Einladung zum Besuch im Restaurant „Dachstuhl“ im benachbarten Klein-Eichholz ausgesprochen. Diese Gaststätte ist durch ihre Knoblauchspezialitäten weithin bekannt.

Der Knoblauch ist mir von Kindesbeinen an vertraut. In der alten Heimat hängte mir meine Großmutter als Kind beispielsweise einen Kranz Knoblauch um den Hals, wenn in der Schule der Scharlach umging. Sie wusste noch, dass ihre Altvorderen den Knoblauch - wie auch andere stark riechenden Pflanzen - zur Abwehr der Pest und anderer böser Dinge nutzten, und blieb bei diesen Hausmitteln. Der Lehrer sagte nichts dazu, denn er aß ja - wie die meisten der älteren Praskowitzer - selber gern Knoblauch.

Als Enkelin Maria aus der Schule kam, holten sie und ihr Freund Thomas mich am Nachmittag von meiner Wohnung in Neue Mühle ab.

Ich habe mich über diese Autofahrt gefreut; lange war ich nicht mehr aus dem Haus gekommen. Zuerst fuhren wir ins Forsthaus Frauensee.

Dort besuchte ich auch Sohn und Schwiegertochter im Haus des Waldes. Mein Sohn fand natürlich wie immer zunächst keine Zeit für mich und musste noch viel erledigen. Inzwischen hatte meine Schwiegertochter Beate im Restaurant Plätze für 5 Personen bestellt. Als wir gegen 18.00 Uhr eintrafen, war schon fast alles besetzt oder reserviert, denn diese Gaststätte ist ein beliebtes Ziel, und außerdem war Frauentag. Aber wir hatten ja zum Glück unsere Tischreservierung.

Der ganze, in gemütlichem Blockhausstil eingerichtete Raum verströmte einen angenehmen Duft verschiedener Speisen. Vor allem dominierte „Knobi“. Es gab, glaube ich, kein Gericht ohne Knoblauch, aber genau weiß ich das nicht mehr.

Während wir auf unser Essen warteten, unterhielten mein Sohn und Thomas sich recht angeregt über Politik. Meine Enkelin plauderte mit

Beate. Ich erhaschte so nebenbei einige Worte von beiden Seiten und kam mir dabei etwas einsam dabei vor, aber das bin ja gewöhnt: So ist das eben, wenn man nicht mehr gut hört.

Trotzdem: Am Frauentag hätten sich die Männer etwas mehr Mühe geben können!

Das Essen kam. Schon die Vorsuppe (natürlich Knoblauch) war ein Genuss, dazu gab es in Knoblauch geröstete Baguetts. Die Portionen waren riesig, und durch und durch knoblauchig. Auch das Glas Bier mundete uns allen.



Aber natürlich: Der Knoblauchdunst haftete an unseren Kleidern und folgte uns ins Auto und sogar bis in die Wohnstube im Forsthaus am Frauensee, wo wir anschließend noch einige Runden Romme spielten. Es störte aber keinen, da wir ja alle die gleichen intensiven Düfte verströmten. Jedoch: Am nächsten Tag sollte unsere obligate offizielle Rommespielstunde in der Neue-Mühler-Wohnanlage stattfinden. Ich ahnte Schlimmes, und spülte meinen Mund aus Vorsicht zu Hause mehrmals mit einem Gurgelwasser aus. Dabei hätte ich es besser wissen müssen: Die streng riechenden Stoffe sind schwefelhaltige Abbauprodukte. Sie kommen nicht wie oft angenommen aus dem Magen, sondern werden die

über die Lungenbläschen an die Atemluft abgegeben.

Deshalb kam es, wie es kommen musste: Ich hatte mich kaum an den Tisch gesetzt, da wurde schon gefragt: „Wer hat denn hier Knoblauch gegessen?“. Am besten wettete meine Nachbarin. Kein Wunder – sie bekam den Hauptteil der „Knoblauchfahne“ zu spüren.

Ich war sauer und wollte schon wieder heimgehen, da traten einige der anderen Teilnehmer für mich ein: „Sie sollten sich nicht so haben!“ Es stellte sich heraus: Viele aus unserer

Gruppe waren auch schon im „Dachstuhl“ gewesen, und alle lobten das gute Knoblauch- Essen.

Mein Sohn hatte in weiser Vorsicht an diesem Tag keine Besucher oder Gäste zur Besprechung zu sich in das Haus des Waldes eingeladen, sondern saß in Klausur an einem Konzept in seinem Büro. Von seinen Mitarbeitern hatte aber wohl keiner den Mut zu einem ehrlichen: „Du stinkst mich an!“

Fest steht jedenfalls: Knoblauch hilft! Als ich kürzlich das Internet zu dieser interessanten Pflanze befragte, schwelgte man dort in positiven Beurteilungen: Mikrobentötend, blähungstreibend, verbessernd für die Fließeigenschaften des Blutes, vorbeugend gegen Erkältungskrankheiten sowie bestimmte Krebsarten ...

Also, Leute: Esst Knoblauch, und Ihr bleibt auch ohne Tabletten gesund und werdet 100 Jahre alt! Ich jedenfalls freue mich schon mein nächstes Knoblauchgericht - im „Dachstuhl“ oder daheim.

Lydia Radestock, im März 2006

Begegnungsstätte

Unsere Eisenhüttenstädter Begegnungsstätte, am 23. Februar 1995 begründet, besteht nun schon ein Jahr !

Wir Gäste kommen heute als Gratulanten und wünschen, daß diese Einrichtung noch lange bestehen kann.

Alle Mitarbeiter - die Frauen Christa Gussman, Sabine Barth und Grit Wutke - sorgen dafür, daß es gemütlich ist und man seine Beschwerden bei Kaffee, Tee und Kuchen und interessanten Gesprächen einmal vergißt.

Man kann Neues und Aufklärendes erfahren, was in der heutigen Zeit mit den vielen neuen Gesetzen oft sehr wichtig ist. Anschließend gibt es

etliches, womit sich alle Gäste im Hause je nach Begabung beschäftigen oder etwas gestalten können.

Es wäre viel aufzuzählen, was alles nach unseren Wünschen und Vorschlägen unternommen wird: Spiele, Handarbeiten, Malen, Gestalten von Masken, Vorträge, Musik, Gesang, Gymnastik, Ping - Pong spielen und sogar Kuchen backen. Mitunter entstehen tolle Sachen!

Die Raucher haben eingesehen; daß sie für ihr Vergnügen mal fünf Minuten vor die Haustür gehen!

Vor kurzem fing eine von der Frau Barth angeleitete Gruppe zu tanzen an. Wie auf Flügeln gleiten die Leute einzeln oder im Kreise nach verschiedener Musik im Raume hin und her.

Von Zeit zu Zeit geht einem dabei schon mal die Puste aus. Wir ruhen ganz kurz auf einem Stuhle aus und hören dabei etwas Musik, oft von Smetana. Bei dessen "Moldau" kann wunderbar in sich hinein horchen oder von einem Bächlein träumen.

Ja, das Tanzen regt den Kreislauf an und obendrein hat man auch Freude daran!

Frau Gussman und etliche Gäste begannen inzwischen mit Knete zu arbeiten. Tiere, Figuren und hübsche Fantasiegestalten entstanden dabei. Sie lehrte uns auch, mit allerlei Musikinstrumenten zu spielen. Alle sind begeistert und sagen, wie schön das sei.

Zusätzlich kam Frau Fechner mit netten Ideen aus Frankfurt/Oder her. Gelingt uns mit ihrer Hilfe etwas von ihren Anregungen und Basteleien, dann freut sie sich sehr. Sie brachte uns kürzlich auch eine neue Technik bei: Wie man mit Wachs und Bügeleisen schöne Bilder entstehen lassen kann.

Auch die Neurologin Frau Thomas kommt ab und zu vorbei, um zu sehen, wie ihre Patienten und die anderen Gäste hier ihre Freizeit verbringen.

Wir möchten allen Leuten danken, die angeregt und ermöglicht haben, daß es Einrichtungen wie diese gibt - wo psychisch kranke Menschen Rat, Hilfe und Geborgenheit erhalten und sich sinnvoll beschäftigen können.

Lydia Radestock, im Februar 1996

Mein Anliegen

Seit vielen Jahren zeichne ich Erinnerungen an die alte Heimat, unsere damaligen Sitten und Bräuche, aber auch an die Ereignisse während der gewaltsamen Vertreibung aus dem Sudetenland im Jahre 1945, auf - ich möchte, dass die nach mir Kommenden von all dem Schönen, aber auch Schrecklichen erfahren.

Neuerdings sind auch Beschreibungen von Familienerlebnissen der Nachkriegsjahre sowie der Jetztzeit und meiner vielfältigen Begegnungen mit Tieren und Pflanzen dazugekommen, für die ich manchmal auch Verse ersinne.

Seit 1995 hilft mir ein Computer bei dieser kleinen Schriftstellerei, und ich lernte, mit Freunden und Bekannten zu diesen Themen per Mail zu kommunizieren.



Aus meinem Leben

Am 02.06.1924 wurde ich als erstes Kind der Eheleute Franz und Maria Rosenkranz in Praskowitz an der Elbe (CSR; Sudetenland) geboren. Von 1930 bis 1938 besuchte ich die dortige Volksschule. Ab dem 14. Lebensjahr lernte ich in einem Konfektionsgeschäft in

Lobositz den Beruf einer Verkäuferin. 1940 verlor ich auf Grund des Krieges meine Ausbildungs- und Arbeitsstelle. Anschließend war ich im Sommer bei meinen Eltern in der Landwirtschaft tätig, im Winter lernte ich im Ort bei einer Schneidermeisterin das Nähen. Nach der Vertreibung aus unserer Heimat im Jahre 1945 arbeitete ich zuerst in der Landwirtschaft, fand jedoch bald Arbeit in einem Kunstgewerbebetrieb in Köthen / Sachsen - Anhalt. Durch unseren Umzug nach Halle an der Saale wurde ich dann als Näherin in einem Betrieb, in welchem Kunststoffmäntel hergestellt wurden, beschäftigt.

1951 heiratete ich den Medizinstudenten Günter Radestock; am Ende des Jahres wurde unser Sohn Klaus geboren.

Mit meiner Gesundheit stand es nach den mir bei der Vertreibung zugefügten körperlichen und seelischen Verletzungen leider nicht zum Besten. Deshalb musste ich mir in der Folgezeit eine andere Tätigkeit suchen und konnte zunächst in einem Halleschen Institut als Laborhelferin tätig sein. Anschließend arbeitete ich beim Rat der Stadt Halle als Hygiene-Aufseherin.

1957 zog unsere kleine Familie nach Eisenhüttenstadt um, wo mein Mann als medizinischer Fachpräparator tätig war. Eine kurze Zeit konnte ich in der Stadt als Verkäuferin in einem Hutladen arbeiten. Nach der Geburt meiner Tochter Petra widmete ich mich dann voll der Erziehung meiner beiden Kinder.

Nach dem frühen Tod meines Mannes 1968 hatte ich zu einer erneuten beruflichen Tätigkeit auf Grund meines angeschlagenem Gesundheitszustandes und den wiederholten

Krankenhausaufenthalten nicht mehr die Kraft, und bin seitdem Invalidenrentnerin. Seit 1977 halte ich mich oft im Forsthaus am Frauensee auf, um meine Enkel Jörg, Hans und Maria zu betreuen, damit meine Schwiegertochter Beate ihrem Beruf nachgehen kann. Am 01.08.03 zog ich in die Nähe meines Sohnes und seiner Familie in den Südosten von Berlin, nach Neue Mühle, einem Ortsteil von Königs Wusterhausen, um. Hier bewohne ich eine geräumige 2-Zimmer-Wohnung mit Balkon in einem Betreutes-Wohnen-Projekt des Arbeiter-Samariter-Bundes. Die Anlage grenzt unmittelbar an "Klein Venedig", einem wunderschönen Park mit uralten Bäumen, Teichen und Kanälen, Bänken und Pavillons.

--- Nachruf ---

Liebe Freunde der „Oma im Netz“,
wir haben einen fürchterlichen Verlust erlitten:
Unsere Mutter, Oma, Uroma und Freundin Lydia Radestock ist nach längerer Krankheit (die sie auch am Schriftstellern und an der Nutzung ihres geliebten PC hinderte) am Morgen des 26. September 2015 im 92. Lebensjahr von uns gegangen. Sie ist friedlich eingeschlafen - war offenbar ohne Angst vor dem Tod, den sie in der Nachkriegszeit bereits beinahe einmal als Erlöser kennengelernt hatte; bitte lest dazu mal in www.oma-im-netz.de unter Neue Heimat ihre [Geschichte Nr. 7](#).

Ihre Seite www.oma-im-netz.de bleibt erhalten und wird ggf. um bisher unveröffentlichte Geschichten und Gedichte ergänzt, die wir vermutlich im Nachlass finden. Wenn Ihr der Lydia noch ein paar Gedanken widmen wollt, setzt doch einige Zeilen in ihr Gästebuch – sie hätte sich gewiss darüber gefreut.

in Trauer

Eure Radestocks